

Zeitschrift: Werk - Archithese : Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst = revue et collection d'architecture et d'art

Band: 65 (1978)

Heft: 17-18: Monotonie : Infragestellungen eines Reizwortes = Les dessous d'un slogan

Artikel: Variation und Diversität : eine neue Form der Eintönigkeit?

Autor: Patijn, Wytze

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-50107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WYTZE PATIJN

Variation und Diversität: eine neue Form der Eintönigkeit?

Die Zeit, da Wohnungen zum alleinigen Zweck gebaut wurden, Wohnungsnot zu lindern, scheint endgültig vorbei zu sein. Junge, begabte Architekten entwerfen Baupläne für Wohnungen, die sich gegenseitig an Originalität und Qualität übertreffen. Einfachheit ist nicht mehr Trumpf, vielmehr Variation, Differenzierung, Abwechslung, Diversität, oder wie immer man es nennen will. Die Begriffe von Qualität und Variation sind gleichbedeu-

Heute ist die Forderung nach einem vor allem differenzierten Wohnumfeld, in dem man leben kann, eine Selbstverständlichkeit, die keiner weiteren Argumentation mehr bedarf. Niemand wird etwas gegen größere Verschiedenheit und Variation im Wohnungsbau einzuwenden haben. Ungeachtet ihrer Funktion und ihres Ziels, ungeachtet der Form, in der sie zu Tage tritt, scheint Diversität positiv zu sein. Nur schon an dieser Selbstverständlichkeit lässt sich die Notwendigkeit einer kritischen Besinnung erkennen.

Es stellt sich in der Tat die Frage nach dem Nutzen eines derart zügellosen Variationsstrebens im Wohnungsbau. Was

tend geworden. Diese Entwicklung wird in Holland durch den sinkenden Prozentsatz an sozialem Wohnungsbau zugunsten des teureren privaten Wohnungsbaus unterstützt. Die Umstände sind denn auch entsprechend: ein zusammenbrechender Baumarkt und ein mehr oder weniger gesättigter Wohnungsmarkt verteuern den Wohnungsbau.

ist deren Funktion für die zukünftigen Bewohner; legen sie darauf überhaupt Wert?

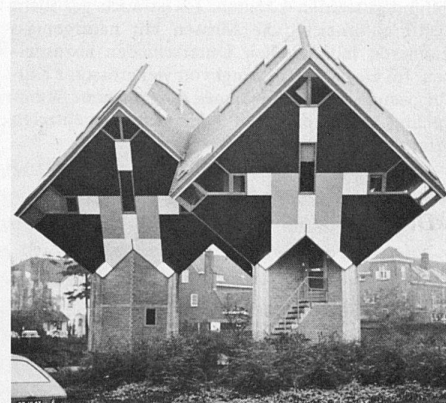
Eine bekannte Diskussion

Über die Frage der Diversität im Wohnungsbau ist man sich nie einig gewesen, und auf dem Gebiet des sozialen Wohnungsbaus in Holland ist die Diversität kein neues Diskussionsthema. Schon 1918 wurden die Pläne zur Normierung des Arbeiterwohnungsbaus am Kongress des nationalen Wohnungsrates¹ von seiten der Architekten und der organisierten Arbeiterbewegung scharf kritisiert. Diese Pläne sahen die Normierung ein-

zelner Elemente (Fenster, Türen) und der Wohnungstypen vor, als Gewähr für die Qualität der Arbeiterwohnung und für eine rasche Linderung der Wohnungsnot durch Massenproduktion. Die Architekten erblickten in diesen Vorschlägen einen Angriff auf ihre individuelle Gestaltungsfreiheit. Bestenfalls, so betonten sie, seien einheitliche Baumaterialien akzeptabel, aber keine als Gesamtes festgelegte Wohnung. Von seiten der Arbeiter richtete sich die Kritik gegen die

«Eintönigkeit endloser Reihen immer gleicher Häuser, durch die der Arbeiter zum Herdentier wird, unselbständig, versklavt».

Diese Kritik wird vom Architekten



10 «Differenzierter» Wohnungsbau / ensemble d'habitations «différencié». Überbauung/ensemble Zoetermeer (Holland). Architekt/architecte Albers.
11 Piet Blom, Architekt/architecte: Experimentierwohnungen / appartements expérimentaux, sog. «paalwoningen». Helmond, Holland.

H.P. Berlage abgelehnt, und in einer Rede im Rahmen dieses Kongresses verteidigt er das offizielle Konzept. Gleichförmigkeit sei ein oft auftretendes Phänomen in der Architekturgeschichte. Berlage sieht in dieser Kritik an der Eintönigkeit des Massenwohnbaus eine Äusserung von «bürgerlichem Individualismus». Nach ihm ist die Entwicklung des kollektiven Wohnbaus die notwendige Folge der gesellschaftlichen Entwicklung.

1949 diskutieren die Architekten J.H. Van den Broek und de Bruyn anhand des Berichts der Arbeitsgruppe «Grundrisse» der Studiengruppe «Effizienter Wohnungsbau»² im katholischen Baublatt ähnliche Themen. Van den Broek war Vorsitzender dieser Arbeitsgruppe. De Bruyn kritisiert die Standardisierung der Grundrisse als Einschränkung der persönlichen Freiheit des Entwerfers und, vor allem, den Mangel an Identifikationsmöglichkeiten. Letzteres sieht de Bruyn in direktem Zusammenhang mit den Anforderungen des Schöpfers an den nach seinem Ebenbild geschaffenen Menschen. Die Antwort Van den Broeks spricht für sich selbst:

«Wichtiger ist, was Sie den Identifikationsdurchschnitt der Bewohner und der Familie nennen. Ich bestreite, dass deren ‚Persönlichkeitsausdruck‘ in der traditionell gebauten Wohnung grössere Möglichkeiten findet als in der ‚genormten‘. Natürlich sehe auch ich die Möglichkeit, dass die Persönlichkeit einer Familie im eigenen Haus besser zum Ausdruck kommen kann. Tatsache ist aber, dass nur ganz wenige in der Lage sind, ein eigenes Haus zu besitzen, und diese Möglichkeit mehr Menschen zugänglich zu machen ist ein (soziales) Problem an sich, das hier beiseite gelassen werden kann. (So sehr es mich interessieren würde – in der päpstlichen Enzyklika wird das Problem wenigstens angeschnitten –, einmal statt von lauter platonischen Erklärungen, Ausrufen und Geschichten von so etwas wie einem Plan, einer architektonischen Realisation eines solchen ‚Persönlichkeitsausdrucks‘ zu hören.) Es ist aber völlig unsinnig zu erwarten, dass für Hunderttausende von verschiedenen Familien ebenso viele architektonische Ausdrucksformen gefunden werden könnten. Es ist auch gar nicht ‚kulturell-an-sich‘, die Massen mit naturgemäss kleineren individuellen Unterschieden abzuspeisen. Im Gegenteil, es zeugt von viel grösserer Kultur, wenn sich der Bewohner seine eigene ‚Atmosphäre‘ vor einem mehr oder weniger neutralen Hintergrund selber schafft.»

Die zwei Bedeutungen des Begriffes «Diversität»

An dieser Diskussion fällt auf, dass dem Begriff der Diversität zwei verschiedene Bedeutungen gegeben werden. Einerseits steht die ästhetische Bedeutung der Diversität im Vordergrund. Der Begriff wird mit Lebendigkeit und Abwechslung in Wohnungs- und Städtebau assoziiert

und als schriller Kontrast zum eintönigen, langweiligen Nachkriegswohnungsbau apostrophiert. Den Verfechtern der Diversität im ästhetischen Sinn geht es vor allem um die Kreation eines spannenderen und abwechslungsreicheren Stadtbildes.

Die andere Bedeutung jedoch, die mit dem Begriff der Diversität assoziiert wird, ist viel allgemeiner. Diversität beinhaltet nicht nur ein optisch lebendiges Stadtbild, sondern die Lebensqualität in der Stadt überhaupt. Diversität und Differenzierung üben demnach einen direkten Einfluss auf das Verhalten der Bewohner aus: diese sollen sich leichter mit ihrer Umgebung identifizieren können, soziales Leben und Kontakte der Bewohner untereinander sollen mühelos möglich sein. Den einsamen Bewohnern der seit 1945 entstandenen Wohnüberbauungen würde also durch grössere Diversität, Abwechslung, Differenzierung, etc. geholfen werden.

«Monotonie»

Man kann sich aber fragen, ob grössere Variation die Langeweile der Nachkriegsbauerei seit 1945 wettmachen kann. Viele von diesen neuen holländischen Wohnbauvierteln werden immer wieder monoton genannt, wobei auf die endlose Wiederholung gleichförmiger Elemente hingewiesen wird. Monotonie wird also nicht im Sinne der Einförmigkeit verstanden, sondern im Sinne der Wiederholung gleichförmiger Elemente. Meistens wird diese Gleichförmigkeit als Folge des standardisierten, raschen und billigen Bauens gesehen. In einem Briefwechsel in der *N.R.C.* vom März 1975, der die Eintönigkeit des Neubaus zum Thema hat, sagt H.G. Matthes³, er sehe die Ursache dieser Langeweile darin, dass es im Grunde kein zeitgenössisches Stadtkonzept gebe. Nach Matthes fehlt den sich endlos wiederholenden gleichförmigen Elementen der Zusammenhang, so dass der Eindruck einer desolaten Eintönigkeit entsteht.

«Nicht die Monotonie an sich erweckt unsern Widerstand, sondern die stete Wiederholung der immer gleichen Bauteile, die in ihrem Formanspruch immer aufs neue den gleichen armseligen Inhalt suggerieren.»

Monotonie entsteht also durch Wiederholung.

Gerade die mangelnde Eintönigkeit im Sinne eines städtebaulichen Konzepts – Zusammenspiel der einzelnen Elemente – ist Matthes' paradoxe Erklärung für die Monotonie im modernen Städte-

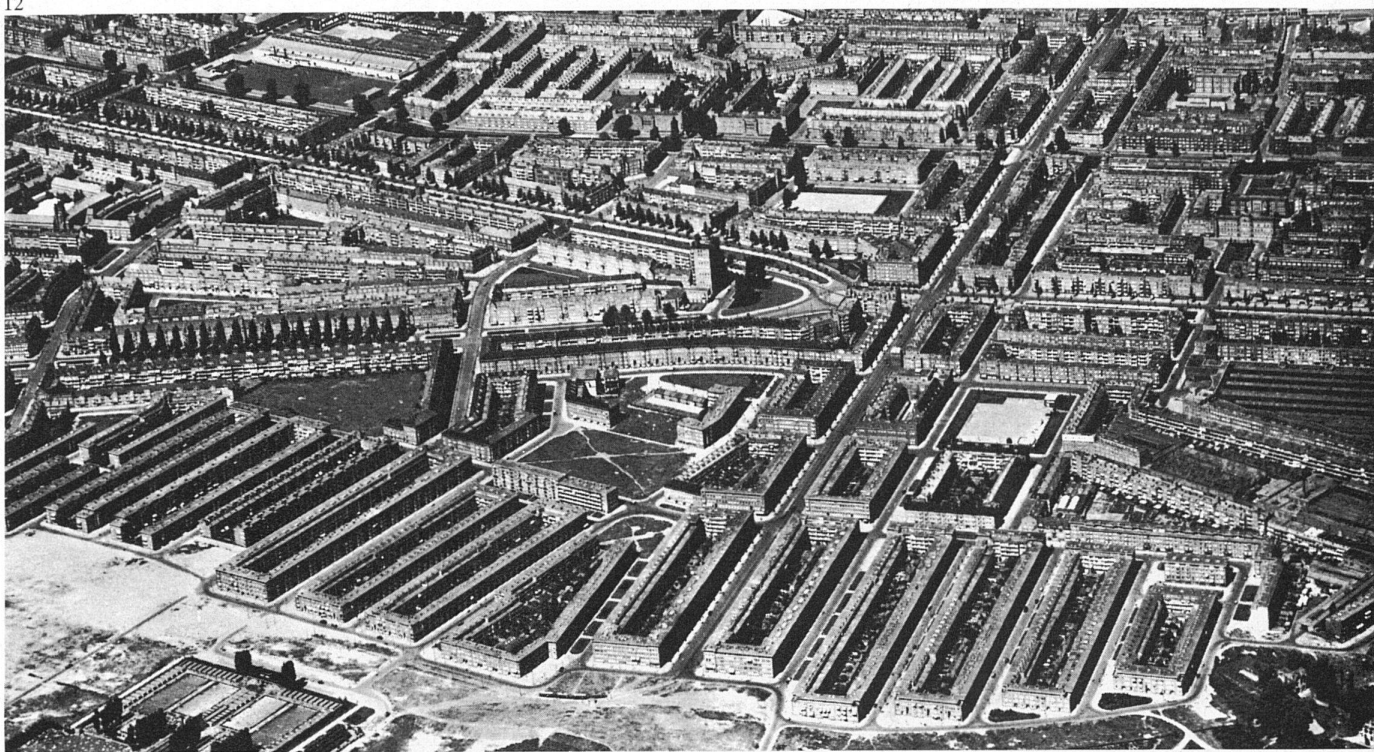
bau. Spannend an dieser Erklärung ist, dass also kein Versuch, der Eintönigkeit im Städtebau durch grössere Variation einzelner Elemente (z.B. Wohnungen) zu begegnen, das Problem löst, weil die Variation den Charakter einer Wiederholung beibehält. Der Eindruck stereotyper Repetition bleibt bestehen, solange die städtebaulichen Elemente nicht einem zusammenhängenden Ganzen untergeordnet werden. Grössere Variation, Differenzierung, Abwechslung und Diversität können sich – auf den Wohnungsbau bezogen – als Bumerang erweisen.

Der Öde der neuen Wohngebiete kann nur ein Konzept abhelfen, welches den verschiedenen städtischen Funktionen in ihrem wechselseitigen Zusammenhang Ausdruck gibt. Dies ist sicher kein konkreter Vorschlag für eine Lösung, bestenfalls ein Ausgangspunkt für eine mögliche Festlegung von Planungsstrategien, und es wird denn auch in diesem Artikel nicht weiter auf dieses Problem eingegangen. (Vgl. dazu den Beitrag von H.G. Matthes in diesem Heft, S. 31. *Die Red.*) Im folgenden sollen vor allem die gebräuchlichen theoretischen Legitimationen der Diversitätsforderung zur Diskussion gestellt werden.

Der falsch verstandene Determinismus

Wird der Diversität nicht nur eine rein ästhetische, sondern darüber hinaus auch eine funktionelle Bedeutung beigemessen, indem man sie z.B. als Identifikationsmöglichkeit, als Mittel gegen Entfremdung und Einsamkeit oder zur Förderung von sozialen Kontakten, etc. einsetzt, so setzt man einen gewissen Einfluss der räumlichen, physischen Umgebung auf das Verhalten der Bewohner voraus. In seiner Studie über soziologische Aspekte des Wohnverhaltens unterscheidet der Soziologe L. Pastor zwei Theorien über den Zusammenhang zwischen Verhalten und physischer, räumlicher Umgebung⁴. Die Theorie des physischen Determinismus gesteht der räumlichen Umgebung einen bestimmenden Einfluss auf soziale Prozesse zu. Beispiel eines solchen Einflusses ist die sogenannte «Flat-Neurose». Die Ursache neurotischer Störungen beim Bewohner von Grossüberbauungen wird dem Hochbau zugeschrieben. Als anderes Beispiel gilt die Einsamkeit der Bewohner von Neubausiedlungen. Auch hier soll die Ursache beim modernen Städtebau liegen. Pastor kritisiert diese Theorie, da sie sich nur auf Erklärungen stützt,

12



13



14



15



12 H.P. Berlage: Wohnüberbauung im Rahmen des Ausbauplans für Amsterdam-Süd (1917) / ensembles d'habitations dans le cadre du plan d'aménagement pour Amsterdam-Sud (1917).

13 H.P. Berlage, Überbauung Mercatorplein / ensemble d'habitation Marcatorplein, Amsterdam-West (1925).

14 J.H. Van den Broek, Wohnüberbauung / ensemble d'habitation Vroesenlaan, Rotterdam, 1931.

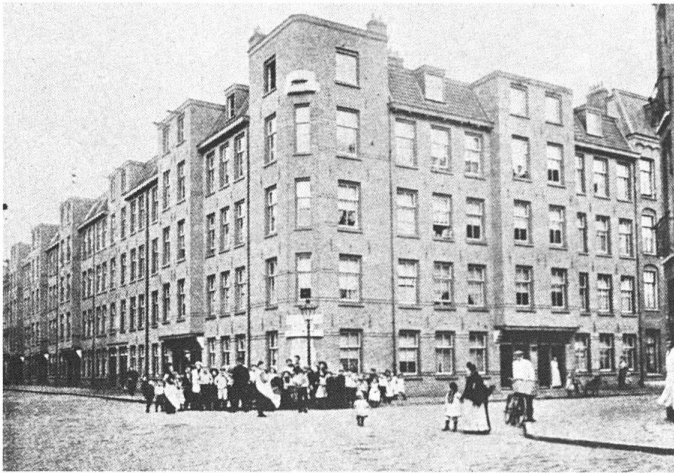
15 Siedlung Slootervaart / complexe d'habitation Slootervaart, Amsterdam, nach dem Überbauungsplan von 1935 / d'après le plan d'aménagement de 1935.

die sich auf das physische Milieu beziehen. Er begründet die der physisch-räumlichen Umgebung zugeschriebenen Störungen viel eher mit persönlichen und sozialen Umständen. Was die «Flat-Neurose» anbelangt, so wird diese Theorie durch eine Untersuchung unterstützt, die die Behauptung, es gebe einen Zusammenhang zwischen neurotischen Erscheinungen und typischen Hochhausformen, für falsch erweist.

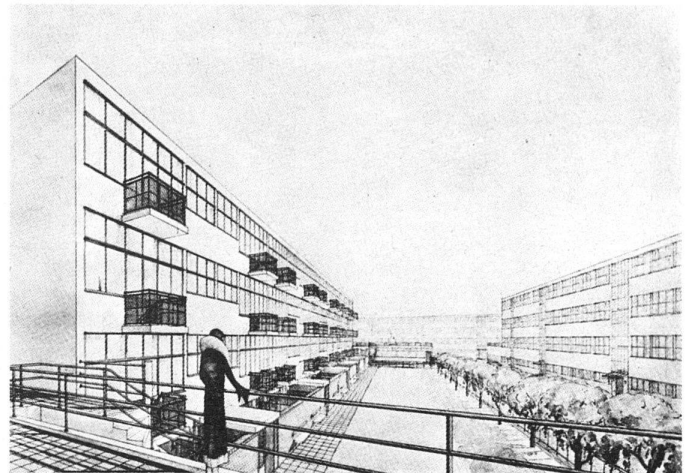
Nach Pastor sind Wahl und Urteil essentiell für das Wohlbefinden der Bewohner in ihrer physischen Wohnsituation. Die physisch-räumliche Umgebung ist an sich neutral und hat einen bloss *konditionierenden* Einfluss auf das Verhalten. Pastor selber neigt eher der zweiten Interpretation zu, die den konditionierenden Aspekt der physisch-räumlichen Umgebung betont.

Die Beispiele zeigen, dass die falsche

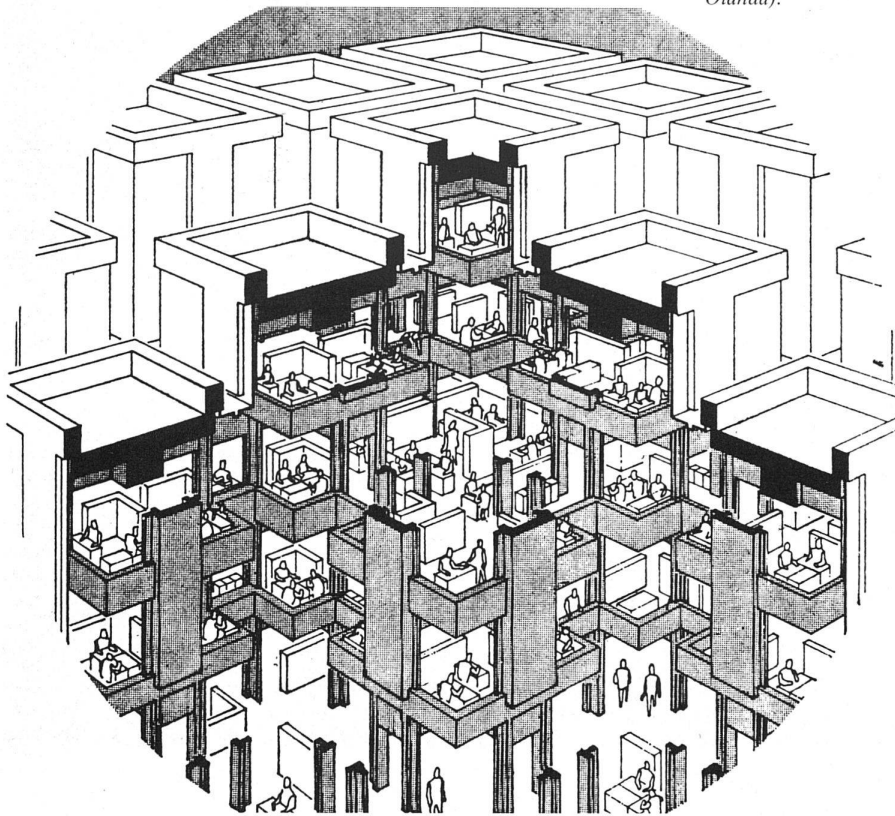
Auffassung des physischen Determinismus in Architektur und Städtebau keine unbekannte Erscheinung ist. Im Gegenteil: die Entwerfer schreiben der physisch-räumlichen Umgebung – vor allem derjenigen, die sie selber entworfen haben – oftmals einen bestimmenden Einfluss zu. Die Unterstellung einer Zunahme sozialer Kontakte bei «richtiger» und einer Zunahme der Kriminalität bei «falscher» Formgebung sind bekannte



16 a) J.E. van der Pek, Sozialer Wohnbau an der Beuningenstraat/habitation sociale à la Beuningenstraat, Amsterdam, 1909.



16 b) J.J.P. Oud, Projekt für das Quartier Blijdoorp/projet pour le quartier Blijdoorp, Rotterdam, 1931. (Aus/d'après G. Fanelli, *Architettura (...) in Olanda*).



16 c) Hermann Hertzberger (mit/avec Lucas & Niemeijer; Ausf./exécution R. Blom, Van Assendelft, Th. Ellmann): Verwaltungsbau/immeuble d'administration Centraal Beheer, Apeldoorn, Holland (1971).

Beispiele hierfür. In bezug auf die Stimulierung sozialer Kontakte mittels Architektur findet man bei vielen Architekten ein eigentliches «Begegnungssyndrom». In vielen Plänen wird gefordert, dass jeder jedem begegnen können müsse, ohne dass darüber diskutiert wird, ob all diese Begegnungen überhaupt gewünscht werden. Man vergisst, dass sich diese Begegnungen meist im öffentlichen und halböffentlichen Bereich abspielen, und

diese Kontakte nennt man dann essentielle Voraussetzungen zwischenmenschlicher Beziehungen.

Als wäre er ein Zauberer, erweckt der Architekt die von ihm gewünschte Situation zum Leben.

Der Architekt Herzberger treibt es diesbezüglich reichlich bunt: ein Bürogebäude soll die Entfremdung kurieren, eine Wohnung den Alltagsstrott der Hausfrau, die andere «Form» soll Situa-

tionen verbessern oder, noch besser,

«soll den Menschen die helfende Hand entgegenstrecken, auf dass diese selber ihre Situation verbessern können»⁵.

Und dies alles mittels Urformen, Archetypen der Architektur: Mäuerchen, Pfähchen, Stangen und Dachrinnen. Wir kritisieren nicht nur die überspannten Erwartungen dessen, was der Entwerfer alles gar nicht zu leisten vermag, sondern auch die Selbstverständlichkeit, mit der angenommen wird, der Betroffene wünsche all dies Schöne und könne es auch bezahlen.

Die Überbewertung des Einflusses, den die gebaute Umgebung auf das Verhalten des Menschen ausüben soll, verleitet leicht zu falschen Entwurfsentscheidungen. Hier sei vorläufig nur der weitverbreitete, nutzlose Begegnungsraum genannt. Ideen und Ausgangspunkte der Anhänger des physischen Determinismus haben denn auch immer wieder materielle Misstände zur Folge wie z.B. die Pfahlwohnung von Piet Blom, bei deren Entwurf das Begegnungsdenken eine so extreme Rolle gespielt hat, dass ein privater Teil für die Mitglieder der Haushalte praktisch fehlt. Man wird sich, ob man will oder nicht, ständig in die Quere kommen. Der wichtigste Einwand gegen den physischen Determinismus ist wohl der, dass er seinen Anhängern das Hantieren mit Normen und Werten der eigenen Ideologie so bequem macht. («Die Bewohner sind noch nicht so weit, zu verstehen, was wir wollen.»)

Die Forderung allgemeiner Diversität

Oft werden Diversität und das Bedürfnis des Menschen, sich mit seiner Umgebung



16 d) Überbauung Bijlmermeer/ensemble Bijlmermeer, Amsterdam. (Nach/d'après *werk* • archithese 5, 1977).

zu identifizieren, in einen direkten Zusammenhang gestellt.

«Das Bedürfnis einer Identifikation, das heisst, das Bedürfnis, den eigenen Platz im Zusammenleben mit der eigenen Zeit zu bestimmen, ist ganz wesentlich und konnte nur in unserer funktionellen Zeitbeschränktheit vernachlässigt werden. Bauen und Bestimmen der eigenen Umgebung haben immer zusammengehört.»⁶

Wird der Begriff Identifikation im Sinne eines individuellen Problems verstanden, beschreibt er einen rein psychologischen Prozess. Der Wunsch, der eigenen Identität vermehrt Ausdruck zu verleihen, hat ausschliesslich soziologischen Charakter. Im Prinzip geht es um die soziale Identität, d.h. um nicht mehr und nicht weniger als um das, was die Soziologen den Status oder das Prestige nennen. Das Bedürfnis, den eigenen Status sozial zu manifestieren, ist keinesfalls negativ. Und dennoch geht es bei dieser Suche nach sozialer Identität in der Regel nicht um deren individuelle Aspekte. Nach Herbert Gans⁷ gilt dies vor allem für den Mittelstand, wo das Bedürfnis eine Rolle spielt, sich mehr oder weniger voneinander zu unterscheiden (vgl. *privacy*), aber nur so weit, als man sich dadurch nicht aus der eigenen sozialen Gruppe ausschliesst. Oder anders gesagt: die Forderung nach Variation ist ein typisches Anliegen des Mittelstandes. Daraus darf

aber nicht gefolgert werden, Eintönigkeit sei für die andern Klassen wünschenswert. Auch in der Suche nach individueller Identifikation der mittleren Gruppen sind gemeinsame «einförmige» Elemente enthalten.

Für Jane Jacobs liegt die Motivation für die Diversitätsforderung weniger im Bedürfnis nach Identifikation als in einem allgemein menschlichen Streben nach Diversität⁸. Nach ihrer Meinung kann die Stadt erst dann lebendig sein, wenn Diversität die gebaute Umgebung prägt. Gans kritisiert ihren Determinismus (wonach Langweiligkeit in der Stadt das Leben trostlos mache). Er stellt fest, dass sich die alten Bezirke (North End in Boston, Greenwich Village in New York) in keiner Weise durch grosse Diversität auszeichnen. Dort lebt eine ziemlich homogene Bevölkerung, und die Architektur ist ebenso «homogen» (d.h. «monoton»). Das Strassenleben hat aber nichts mit der architektonischen Formgebung zu tun, sondern mit der spezifischen Kultur der dort ansässigen Arbeiterklasse, deren soziales Leben sich vor allem auf der Strasse abspielt. Touristen, kleine Läden, Künstler etc. tragen überdies zur Lebendigkeit dieser Bezirke bei. Der Mittelstand kennt dieses Strassenleben viel weniger. Seine Wohnquar-

tiere sind viel langweiliger, was aber nicht für deren Bewohner zu gelten braucht. Damit steht die allgemeine Forderung nach Diversität auf schwachen Füßen. Gans sagt wörtlich:

«Indem Jane Jacobs suggeriert, Städte müssten mit dem Ziel entworfen werden, ein möglichst reiches Strassenleben zu provozieren, überschätzt sie nicht nur den Einfluss der Planung auf das Verhalten, sondern sie verlangt tatsächlich, dass Menschen des Mittelstands den Modus des Familienlebens, die Erziehung und das gesellschaftliche Verhalten der Arbeiterklasse übernehmen. In Tat und Wahrheit reichen aber die neuen Formen des Wohnungsbaus – in der Vorstadt wie in der Stadt selbst – nicht über eine orthodoxe Planung hinaus, sondern sind Ausdruck der Kultur des Mittelstands, der den Wohnungsmarkt beherrscht und auch den Ausgangspunkt für den Entwerfer bestimmt.»⁹

Indem sie die Ursache der Langeweile ausschliesslich beim Bau und bei dessen Entwerfern sucht, vergisst Jane Jacobs, dass nach Gans die Verantwortung für viele Probleme der amerikanischen Elendsviertel bei der Institution der Privatinitiative liegt,

«für die die gut situierte Lobby von Bauunternehmern und Spekulanten in Washington als Sprachrohr funktioniert».

Diversität auf Grund sozialer Unterschiede

Untersuchungen haben gezeigt, dass sich

die Wohnmuster der verschiedenen sozialen Gruppen voneinander unterscheiden.¹⁰ Das Wohnmuster, als zum Lebensstil zugehörig definiert, wird durch die Position in der sozialen, ökonomischen Struktur (Einkommen und Beruf) und durch die Alters- und Familiensituation bestimmt. Die Arbeiter richten sich in ihrem sozialen Leben eher auf die Strasse und auf die direkte Umgebung aus. Im Vergleich zum Mittelstand haben verwandtschaftliche Beziehungen für sie eine grössere Bedeutung. Im Gegensatz zu denjenigen Menschen, deren Wohnung auch eine Funktion für das gesellschaftliche Leben hat, dient die Wohnung des Arbeiters vor allem dem Familienleben. Der Mittelstand ist auch selektiver in bezug auf soziale Kontakte und sucht diese nicht unbedingt in der direkten Umgebung. Das Problem aber ist, wie man bestehenden Unterschieden des Lebensstils «gerecht» werden soll. Es wurde noch nie untersucht, inwiefern das heutige Wohnungsangebot Lebensstil und Wohnmuster einengt. Diese werden in den Wohnungsbau «übersetzt», ohne dass eine entsprechende Notwendigkeit erwiesen wäre. Eigentätigkeit der Arbeiter wird z.B. als selbstverständlich angenommen. Aber Einkommensklasse und beschränkte Möglichkeiten der Wohnungszuteilung für diese Gruppe dürfen nicht übersehen werden. Es fragt sich auch, ob alle Arbeiter ihre Wohnung selbst fertiggasteln wollen. Indem Untersuchungsergebnisse der bestehenden Situation zur Norm erhoben werden, werden die sozialen Unterschiede legitimiert.

Stigmatisierung

Ein typisches Beispiel für den konservierenden Charakter der Wohnungsdifferenzierung nach dem Gesichtspunkt sozialer Unterschiede zeigt sich im Zusammenhang mit der Planung für soziale Randgruppen: Betagte, Alleinstehende, Krankenschwestern, arbeitende Jugend, Studenten, Wohngemeinschaften, etc. Man glaubt, für diese Kategorien, die

meist zu den unteren Einkommenschichten gehören, besondere, «passende» Unterkunftsformen schaffen zu müssen. Was ist denn so besonders an diesen Haushalten? – Erstens betrifft es in jedem Fall Leute, die auf niedere Mieten angewiesen sind. Zweitens gehören diese Haushalte nicht zur Kategorie der «produktiven» Familie, auch «Keimzelle» genannt, die durchwegs in gewöhnlichen, nicht besonderen Wohnungen untergebracht wird. Engelsman und Hamel ziehen daraus den Schluss, dass die Wohnung für eine Familie *per definitionem* eine andere Funktion hat als für Alleinstehende, etc. Solche besonderen Gruppen müssen also auf gewisse Aspekte des Familienlebens verzichten, oder sie müssen sich, was z.B. gesellschaftliche Beziehungen, intime Beziehungen, Versorgung mit Mahlzeiten und Pflege, etc. anbelangt, anderweitig organisieren. Diese Gruppen sind deshalb oft auf Dienstleistungen angewiesen, die sonst von der Familie übernommen werden. Auf Grund einer Abweichung von der Norm werden sie von der Gesellschaft als «besonders» gestempelt.

Die spezielle Unterkunft spielt dabei nach Engelman und Hamel¹¹ eine gewichtige Rolle. Die eigenständige Betagtenwohnung wird z.B. durch ihre Bewohner und nicht durch die Eigenschaften der Wohnung an sich geprägt. Die Frage, ob es für eine Differenzierung des Wohnungsangebots überhaupt andere Gründe als solche der Wohnungsgrösse gibt, liegt auf der Hand. Wohnungen müssten im Bezug auf die soziale Stellung ihrer Bewohner neutral sein, damit Stigmatisierung im Sinne einer Betonung der sozialen Umstände bei der Wohnverteilung verhindert werden könnte. Die Rolle, die die Differenzierung für die soziale Hierarchie der Gesellschaft und für die ungleiche, schiefe Situation bei der Verteilung der Wohnungen spielt, darf nicht übersehen werden. Nicht der Zusammenhang zwischen Wohnungsdifferenzierung und sozialen Unterschieden ist Gegenstand unserer Kritik, sondern die Tatsache, dass solche Differenzie-

rungsbestrebungen darauf tendieren, den *status quo* zu konservieren. Durch die Differenzierung der Wohnungen in verschiedene Kategorien für verschiedene Bewohner wird die freie Wahl für viele Gruppen drastisch eingeschränkt, und deren soziale Sonderstellung wird durch die spezifische Unterkunft noch betont. Statt dass der Alleinstehende, Betagte, Handicapierete in seinem Streben nach Selbständigkeit unterstützt würde, wird er etikettiert und steht ihm nur ein empfindlich eingeschränkter Wohnungsmarkt zur Verfügung.

Diese Feststellungen erlauben die Formulierung eines weiteren Ausgangspunktes: Aufgabe der Wohnungsdifferenzierung sollte es sein, eine Basis für das möglichst vielfältige Angebot an Wohnungen zu schaffen. Es muss endlich erkannt werden, wie wichtig ein möglichst breitgefächertes Wohnungsangebot für die verschiedenen sozialen Kategorien ist, vor allem für die Gruppen mit niedrigem Einkommen und für die «besonderen» Haushalte. Mehr Wohnungen müssen für mehr Kategorien Bewohner erreichbar gemacht werden, und hierfür ist ein neutraler Charakter der Wohnung Bedingung.

Das heisst nicht, dass die Erfüllung dieser Forderung nach breiteren Auswahlmöglichkeiten automatisch auch das Problem der abgewrackten, armseligen städtebaulichen Gestaltung, wie sie heute üblich ist, lösen würde. Ganz andere Faktoren als nur ein Forderungskatalog spielen bei der Gestaltung des räumlichen Milieus eine Rolle. Darum geht es hier auch nicht. Was wir kritisieren, ist die Vorstellung vieler Architekten, eine variierte Umgebung biete automatisch viele Möglichkeiten der Auswahl und des Gebrauchs. Paradoxerweise wird in diesen Diversitätsbestrebungen einerseits die Wirkung der Umgebung auf den Menschen überschätzt, während andererseits der konditionierende Einfluss der räumlichen Umgebung auf eine freie Wohnungsvermittlung übersehen wird.

Übers.: Annemie Binswanger

Anmerkungen

¹ *Vorbemerkungen zum Wohnungsbaukongress des nationalen Wohnungsrates*, 1918. Der nationale Wohnungsrat ist die holländische Dachorganisation aller *non-profit*-Organisationen, die sich mit Wohnungszuteilungen befassen.

² Diese Studiengruppe hatte die Aufgabe, die holländischen Behörden über die Standardisierung von Woh-

nungen und Elementen zu unterrichten.

³ H.G. Matthes basiert seine Ausführungen auf den Theorien des holländischen Architekten Peter van Gogh, der die sogenannte klimatologische Stadt entworfen hat – vgl. hier, S. 31.

⁴ L. Pastor, *Enkele sociologische benaderingen van het woongedrag. Een vergelijkbare studie*, Amsterdam, 1973.

⁵ *Forum*, Mai 1973.

⁶ Broschüre über Variation im Woh-

nungsbau, hrsg. von der Stiftung Architecten Research (SAR). Die SAR wurde durch den Bund niederländischer Architekten (BNA) mit dem Ziel gegründet, den Einfluss der Entwerfer auf die industrielle Entwicklung des Bauens zu unterstützen.

⁷ H.S. Gans, *People and Plans*, New York, 1968.

⁸ Jane Jacobs, *Death and Life of Great American Cities*, New York, 1961.

⁹ H.S. Gans, *People and Plans*, New York, 1968.

¹⁰ Vgl. F. Grünfeld, *Habitat and Habitation*, Amsterdam, 1970 – eine in Holland vielzitierte Untersuchung zu diesem Thema.

¹¹ Engelsman und Hamel, *Huisvesting en hulpverlening* (hrsg. vom Ministerium des CRM), s'Gravenhage, 1977. Es handelt sich um eine Arbeit über den Zusammenhang zwischen Wohnungsverteilung und sozialen Problemen.